

# Strömungen und Richtungen der neueren schweizerischen Literatur

Autor(en): **Wiedmer, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **12 (1932-1933)**

Heft 9

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157550>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spricht. Wenn unser oberster Magistrat all dies sagte, hat nicht Nietzsche wiederum recht, wenn er in hellem Zorn ruft: „Gerade jetzt, wo der Wille in der höchsten Kraft nötig wäre, ist er am schwächsten und kleinmütigsten.“

Versteht man bei diesen Zuständen jetzt, warum sich die Jugend auf sich selber zurückzieht, Wille und Kräfte sammelt und stärkt, um von sich aus die Offensive zu übernehmen? Nur mit einer Revolution von stärkstem Willenseinsatz und mit einem schöpferischen Sinn fürs Ganze ist die Krise zu überwinden. Nur im Glauben und im Dienst von Volkstum und geistiger Nation, und in der Verbundenheit mit den letzten Dingen, in denen der Mensch sich vollendet.

## Strömungen und Richtungen in der neueren Schweizerischen Literatur.

Von Hermann Wiedmer.

**M**an nennt die Schweiz in wirtschaftlicher Hinsicht gern eine „Preisinsel“. Sind wir auch geistig „Insel“, geschieden vom Strom des Weltgeschehens? Wollen wir es sein?

Wer eine Reihe von neueren Werken schweizerischer Autoren durchgeht, könnte wohl auf diesen Gedanken kommen. Selten spüren wir den Puls der Zeit, noch seltener die Kräfte neuen Werdens.

Und doch zeigen Arbeitslosenziffern und Unruhen, daß auch wir Antwort geben müssen auf die vielen Fragen, die sich allen Kulturvölkern stellen.

Dazu sind auch die Dichter aufgerufen, nicht im Dienste von Parteien oder Wirtschaftsformen, sondern im Dienste am Menschen. Das heißt: sie sollen nicht politische, wirtschaftliche oder soziale Abhandlungen schreiben (das tun leider schon viel zu viele!). Der durch Politik und Wirtschaft in Not geratene Mensch geht sie an. Daß diese Not seelischer Natur ist, vertieft die Aufgabe und erhöht die Verantwortung. Und nur dort, wo der Künstler das Menschliche ganz rein gestaltet, ergreift er uns, wird uns Helfer und läßt hinter dem Zeitlichen das Überzeitliche ahnen.

\* \* \*

Wenn ich in der folgenden Übersicht<sup>1)</sup> nach Gruppen scheidet, so darf nicht vergessen werden, daß solche „Einteilungen“ nie ohne einigen Zwang

<sup>1)</sup> Einige der hier im größeren Zusammenhang erwähnten Werke wurden in den „Schweizer Monatsheften“ teils schon besprochen, teils in „Leseproben“ nähergebracht. Wo dies geschehen ist, geben Fußnoten den Jahrgang und das Heft an.

abgehen. Sie wollen dem Leser mehr Richtlinien sein als strenge Scheidungen.

An erster Stelle steht die Heimatkunst. Rückblickend umfaßt sie auch geschichtliche Stoffe. Da wir im Alpenland wohnen, beginnen wir mit der Höhe.

„Der Gletscherriese“ von Johannes Jegerlehner ist ein Verwandter Rübezahls. Wie dieser im Riesengebirge haust, so spukt jener in der Gletscherwelt Grindelwalds, hilfreich den Guten, dräuend und strafend den Bösen. Besonders verhaßt sind ihm die Wilderer und Tierquäler. Wie ein echter Schatzgräber hat hier Jegerlehner altes Volksgut ausgegraben und ihm ein Sprachgewand gegeben, das Volk- und Naturhaftes in mancher treffsicheren Wendung enthält. Wie köstlich wirkt das „Arinebabeli von Rosenlauri“, ein Schweizermärchen, wie es nur in den Alpen entstehen konnte. Wer hätte sodann gedacht, daß auch das Märchen von des Kaisers neuen Kleidern sein Seitenstück findet im „Goldenen Ritter“, den der Berggeist mit Lumpen bekleidet, die nur der reine und gute Mensch als Gold sieht? Die Bilder des jungen Hans Jegerlehner verraten eine auch im Humor noch herbe Natur. Am besten geraten sind der gährende Kalligroosi und die streng aufgebaute Beschwörung des Berggeistes durch die Sennerin Pia.

Auch „Die Lawine von Faldum“ von Gustav Renker kommt aus Gletscherhöhen, von einem Berg, dessen Aussehen an einen Totenkopf erinnert. Der Geißhirt Wälti Brawand findet sein Glück in den Augenhöhlen dieses Felschädels, denn sie enthalten Erzgruben; Amerika greift herüber, aus dem stillen Faldum wird ein betriebsames Industriedorf. Segen für Faldum? Wahrscheinlich nicht. Doch die Lawine wird durch Verbauungen unschädlich gemacht und zwei Paare werden glücklich. Renker erzählt gut, fast zu glatt und geübt. Die Bergbewohner sind nicht scharf genug geprägt: Städter in Gebirgskostümen.

Der Ebene näher führt uns „Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang“ von Alfred Huggenberger. Das Schönste an diesem „Roman“ (der keiner ist) ist das vorangesezte kleine Gedicht. Es sagt alles so schlicht und eindringlich, daß das nachfolgende Buch wie ein dünner und deshalb überflüssiger Aufguß wirkt. Nur das Knechtlein Mehlhuu und seine Gertrud haben Eigenleben. Gibt es aber wirklich noch so für sich abgeschlossene, von der Weltnot unberührte Menschen und Gegenden? Gewiß atmet in diesem Buch der Segen der Stille. Aber diese Stille ist unerfüllbare Sehnsucht geworden.

Ein weit herzhafterer Gestalter ist Meinrad Lienert in der „Kunst zu Illendorf“<sup>2)</sup>. Das Meistersingerthema in die Plastik übersetzt und auf das Land übertragen. Zwar: die Unterschiede zwischen der alten und neuen Kunst Illendorfs wollen nicht so recht überzeugen. Des jungen Ilde-

<sup>2)</sup> XI. Jahrgang, Heft 11/12, Februar-März 1932 (Leseprobe).

phons' „Heimsuchung“ werden unsere surrealistischen, von Sachlichkeit und Geometrie beheizten Plastiker nicht eben revolutionär finden. Und es könnte wohl sein, daß einer in die geschnitzte Weihnachtsskrippe mehr Kunst hineinbrächte, als ein anderer in die Heimsuchung. Der Gegenstand tut's also noch nicht. Aber Dienert weiß seine Illendorfer so prächtig und springlebendig zu schildern, daß man auf Einwände gern verzichtet und schmunzelnd das Jdyl genießt, wie es ist.

Mehr in die Nähe gefährlicher Probleme wagt sich „Der Fährmann Adrian Risch“ von Ernst Zahn. Der Gegensatz: Jugend und gesetztes Alter wird verschärft durch Stadtjugend und Landmann. Er erfährt eine dritte Steigerung durch Armut und Besitz. Drei Gegensatzpaare, genug, um daraus Schicksale zu formen. Aber Zahn's behutsame Hand läßt es nicht dazu kommen. Sein Adrian Risch möchte den verderbten Städtern ein Beispiel geben. Er unternimmt es, aus dem flatterhaften, leichtsinnigen Probiermädchen Libby eine Frau zu machen, die Freude an Feld und Wald, Acker und Heim hat. Entgegen aller Voraussicht der klugen Leser kommt Adrian zum Ziel. Das Kind, welches Libby zur Welt bringt, verwandelt sie. Man traut dem Frieden nicht recht. Zahn entläßt uns gerade da, wo sich die Haltbarkeit der Befeuerung erweisen müßte. Denn die Not hat diese Libby dem einfachen Mann in die Arme getrieben; sie wird Frau in einem halbbewußten Gehenlassen. Aber die angetönten Zeitprobleme sind damit weder gestaltet noch gelöst. Es gibt nirgends genug habliche Fährmänner, um armen notleidenden Städterinnen ein schönes Fährhaus als Zuflucht zu bieten. Zahn's Erzählerkunst zeigt uns, wie es sein könnte, wenn — eben die vielen „wenn“ nicht wären. . .

Einen Eigenbrötler, der die Heimat verlor und wieder fand, beschreibt Dominik Müller in „Felix Grollimunds russisches Abenteuer“<sup>3)</sup>. Das Rußland der Vorkriegszeit taucht wieder auf, jenes dumpfe, schwermütig-weiche und unermessliche Land, das einem furchtbaren Erwachen entgegenträumte. Dominik Müller weiß uns seinen kramstädter Ahasver mit starker Eindringlichkeit nahezubringen. Verkörpert dieser Grollimund nicht ein Stück schweizerischen Wesens, das Sehnen in die Weite, und draußen in der Weite das brennende Heimweh? Man glaubt ihm nur nicht ganz das Verrosten und Verstauben in der Kanzlei! Sicher irrlichtert er noch weiter, so ruhe- und rastlos wie zuzeiten seiner schönen Sonja!

Heimatkunst für die Jugend bringt „Das Licht der weißen Fluh“ von Josef Reinhart. Das Buch gehört schon zu denen, welche die Vergangenheit lebendig machen wollen. Hier sind es die Stürme der französischen Revolution, welche auch in Sankt Ursen (dem charakteristischen Pseudonym für Solothurn) einigen Wind verursachen. Dursli, der Rotkopf, bringt die gepuderten Böpschen zum Wackeln und macht sich als „Revolutionär“ verdächtig und unbeliebt. Man lächelt. Es ist heute wie damals:

<sup>3)</sup> X. Jahrgang, Heft 11, Februar 1931.

die Zöpfechen baumeln immer noch unsichtbar an so vielen würdigen und unwürdigen Häuptern, sie stäuben und wackeln heftig gegen jeden frischeren Wind. Geduld! Vor 140 Jahren war der „Demokrat“ das Schreckgespenst des guten Bürgers. Heute gilt schon die Demokratie als rückständig. Und in 100 Jahren?

Als historischen Roman, als „Griff aus dem Schicksalsbuch der Schweiz“, gibt sich „Das Opfer des Kaspar Freuler“ von Carl Friedrich Wiegand. Aus dürftigen Nachrichten schuf der Verfasser ein Lebensbild jenes Kaspar Freuler, der Schulden und Spott nicht scheute, um das französische Königspaar würdig in seinem Palast in Näfels empfangen zu können. Überzeugend ersteht vor uns der Konflikt im Leben dieses Obersten in französischen Diensten. Aber der Schwerpunkt verschiebt sich: die Tragik liegt nicht in der verhängnisvollen Marotte des Obersten, sondern darin, daß seine Frauen, Kinder und Angehörigen in den abenteuerlichen Traum vom Königsbesuch hineingerissen und ihm geopfert werden. Das Opfer bringen sie und mit ihnen ist das Mitleid. Die Frage des Obersten Lochmann trifft wohl am schärfsten Gesinnung und Handlungsweise des Verblendeten: „... ob der Oberst Freuler ein Schweizer oder ein Franzose sei.“ Man bedauert schließlich, daß Wiegand sein Können nicht an eine bessere Aufgabe gesetzt hat.

Wie Historisches auch heute noch aufleben und für uns wirksam werden kann, zeigt Rudolf von Tavel in „Ring i der Chetti“<sup>4)</sup>. Der berndeutsche Roman, welcher Werden, Wachsen und Sterben Adrians von Bubenberg, des Helden aus den Burgunderkriegen, schildert, erschien zuerst im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“. Auf diese Weise war es mir möglich, Tag für Tag ein kleines Stück in die mir völlig fremde Berner Mundart einzudringen. Ein harter Kampf, der fast einer mühevollen Eroberung glich. Anfänglich las ich an den paar Zeitungsspalten fast eine Stunde, aber ich ließ mich's nicht verbrießen und ich habe es nicht zu bereuen gehabt. Was sich mir erschloß, war ein wundervoll gestaltetes Stück Schweizergeschichte, geschaffen nicht mit Hilfe der schriftdeutschen Sprache, sondern mit dem Werkzeug einer rauhen, als grob und ungefügt verschrienen Mundart. Die anfängliche Frage: wird sie auch für Seelisches schmiegsam und ausdrucksvoll genug sein, bejahte das Werk in schönster Weise. „Get affreug langage“ erlaubt es wirklich, „dütlech un so vo Härz zu Härz mitenandere z'rede“. Wie erschütternd ist der Tod des alten Ritters Heinrich von Bubenberg geschildert, wie gelten seine letzten Worte auch heute noch: „Mir hei ne schöni Heimet. Mir syn ere ne ganze Ma schuldig — e ganze —.“ Wie prachtvoll schreitet sein Sohn Adrian von Bubenberg durch das Buch, wächst zum Helden heran, nicht nur äußerlich zum Sieger der Schlacht von Murten, sondern auch innerlich, als Mensch und Christ. Er will weder französisch noch burgundisch sein, nur eidgenössisch, gut

<sup>4)</sup> XII. Jahrgang, Heft 1, April 1932 (Leseprobe).

bernisch, aber das als „ganze Ma“. Wenn irgendwo, so hat eine oft gebrauchte Redensart hier Geltung: Dieses Buch gehört auf den Tisch jedes Schweizers. Auch die Mundart sollte kein Hindernis sein. Gerade sie gibt dem Werk seine besondere Prägung. Man versuche, die urchigen Reden dieser Berner ins Schriftdeutsche zu übersetzen. Erst dann wird die urwüchsige Kraft offenbar, die in der Mundart steckt.

Nun läßt Tavel einen Novellenband in schriftdeutscher Sprache folgen: „Schweizer daheim und draußen“, fünf Erzählungen ungleichen Wertes. Kraft und Tiefe fehlen ihnen. Nach der ernstesten Seite erscheint „Christens Chrigi“ am geschlossensten. Nach der heiteren Seite wiegt „Balz Türlistock, der Grenadier“ am leichtesten. Man wird sie alle fünf gern lesen, weil sie unbeschwert und auf „happy end“ angelegt sind.

\* \* \*

Eine zweite Gruppe bilden die Werke, welche bewußt Probleme der Gemeinschaft behandeln. Das Ich tritt zurück, das Wir steht im Vordergrund. Und die Gefahr droht, daß aus dem dichterischen Werk unversehens die politische Abhandlung wird.

Dieser Gefahr ist Felix Moeschlin mit seinem Roman „Barbar und Römer“<sup>5)</sup> nicht ganz entgangen. Er versuchte ihr zu entgehen durch Hinzunahme von Liebesintrigen und Attentatsplänen. Aber dadurch kam erst recht ein Bruch in das Ganze. Dieser Barbar Dr. Martin, der so kritischen Sinnes nach Rom reist und so unkritisch kapituliert, ist auch mit seiner Heimat nicht zufrieden: „... ich weiß, daß ich in einem demokratisch gesättigten Lande lebe, inmitten eines hübsch zwischen kalt und warm dahinsiegelnden Volkes, das mit vorsichtiger, oder sagen wir mit instinktiver Ausschaltung großer innenpolitischer und außenpolitischer Konflikte, ohne Aussicht auf irgendeine entscheidende Verwandlung, ohne Befürchtung irgend einer gefährlichen Versuchung in einem guten wohl-situierten Mittelmaß sein Glück gefunden hat...“ In Italien schwankt er wie ein Rohr im Winde: „Dr. Martin dreht sich im Kreise. Für jedes Ja gibt es auch ein Nein.“ Er bewundert am Faschismus den Erfolg der starken Hand, aber — die Freiheit des Volkes —! Sein demokratisches Blut rebelliert, fast richtet der furore helveticus etwas Irreparables an, aber ein Blick des Duce genügt, den (gar nicht vorhandenen!) Revolver stecken zu lassen. Dr. Martin möchte den „verderblichen“ Mittelweg suchen, das Wesentliche und Gute des Faschismus mit der Demokratie vermählen. Das Wie bleibt er uns leider schuldig. In dem Auf und Ab der politischen Schaukel kommt uns das Menschliche nicht recht nahe und das Theoretische steht ohnehin für sich allein. An vielen Stellen spürt man: jetzt — jetzt — bricht die Kraft durch, welche „Die Königsmieds“ schuf, z. B. in der Szene mit den Blinden. Aber es bleibt beim Ansatz. Und das ist sehr schade!

<sup>5)</sup> XI. Jahrgang, Heft 8, November 1931.

Die Geschichte eines erblindenden schweizerischen Politikers schreibt Traugott Vogel. „Der blinde Seher“ Paulus Funter ist Zeitungsmann, ehrgeizig, tyrannisch, trotz Demokratie. Es gibt ja viele solcher Tyrannen mit demokratischen Mänteln! Das Parteileben mit seinen Lächerlichkeiten und Tragikomödien spreizt sich in feierlich aufgepuzten Tennen, wo Phrasen wie leeres Stroh gedroschen werden; ein Mensch, dem Beifall, Wiederhall, Betrieb und öffentliche Geltung alles ist, versinkt in Blindheit, wehrt sich, wird einsam. Nun erst beginnt er zu sehen: sich, das schwer erträgliche eigene Ich, und sonst nur Stimmen, Geräusche, alles hinter einer unübersteiglichen Wand. „Einordnen, nicht unterordnen“ ist das Resultat seiner seherischen Blindheit. Einordnen, ja — wenn das nicht so ungeheuer schwer wäre für Millionen, die nichts finden, wo sie sich einordnen können und arbeiten dürfen! Traugott Vogels Gestalten haben Blutwärme und Lebensnähe. Selbst die Darstellung des gefährlichen Liebesgeplänkels zwischen den Geschwistern Eugen und Helge bleibt im Rahmen der Umwelt und durchaus glaubhaft. Nur der alles befreiende Autounfall wirkt konventionell.

Der Dritte im Bunde ist Jakob Bühler. Er sagt „M a n k a n n i c h t . . .“<sup>6)</sup>. Und meint: Man kann nicht Dividenden erjagen und zugleich edles Menschentum ermöglichen. Der Mensch ist gut, wenn's ihm gut geht. Er ist nur schlecht, weil die menschlichen Einrichtungen schlecht sind. Münchhausen, der sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf zieht. Eins hat Bühler ausgezeichnet getroffen: alle Revoluzzer werden zahm und bürgerlich, wenn sie zu Geld und Ansehen kommen. Aber nicht alle werden so geistreich und problembeschwert wie dieser Tosio. Oder spricht ein ehemaliger Maurer solche Sätze? „Einmal war ein Niklaus Manuel, einmal Gotthelf, einmal ein Keller, die bemühten sich zu sagen, was die Stunde geschlagen hatte. Heute gibt es Literaturkredite, eine Schillerstiftung, eine Werkbeleihungskasse, aber die Werke bleibt man uns schuldig, die wirklich notwendigen Werke. Dafür machen die Herrschaften in Astrologie, Schriftdeuterei, Wortzauberei und anderm Hofuspokus. Aber kaum einer, der weiß, was in der Welt wirklich vorgeht, am wenigsten in ihrer eigenen Heimat, in Helvetien.“ Wie wäre es, wenn Bühler uns das „wirklich notwendige Werk“ schenken würde? Je mehr er von seinem Eigenen gibt und je weniger es vom Kommunistenkatechismus enthält, um so besser wird ihm dieses notwendige Buch gelingen.

Carl Albrecht Bernoulli wagt es mit einer Schilderung deutscher Zustände. „Ull, der zu frühe Führer“<sup>7)</sup> ist ein armer junger Student, der den Weg zur Familie eines Großindustriellen findet. Er sieht die Mängel, hüben und drüben, er gilt als künftiger Führer, aber ehe wir davon überzeugt werden, wird er von einem Nebenbuhler erstochen, der zufällig Kommunist ist. Ulls Leben überzeugt mehr als sein Tod. Denn er

<sup>6)</sup> XII. Jahrgang, Heft 5/6, August-September 1932 (Veseprobe).

<sup>7)</sup> XII. Jahrgang, Heft 4, Juli 1932 (Veseprobe).

stirbt nicht, weil er als Führer zu früh kam, sondern als Opfer der Eifersucht. Hoffen wir, daß „die zu frühen Führer“ Deutschlands noch am Leben sind und ihre Zeit zu wählen wissen.

\* \* \*

Ein drittes Grüppchen schweizerischer Autoren müht sich um weltanschauliche und religiöse Probleme.

Gibt es einen Zufall? Oder ist alles Schicksal, Wille einer höheren Macht? „Die verborgene Hand“ von Emanuel Stidelberger will Geschichte erzählen als Beweis für das unsichtbare Wirken Gottes. Die Beweise überzeugen nicht, weil sie in der Absicht zu beweisen geschrieben und geformt sind. Mit der Geschichte ist es wie mit dem Leben: das Material ist so ungeheuer vielgestaltig und unerschöpflich, daß man es so und anders ordnen und alles damit beweisen oder widerlegen kann. So steht schon die erste (vorgeschichtliche) Erzählung ganz außerhalb des Themas, das sich der Verfasser gestellt hat. Trotzdem bewährt sich auch hier Stidelbergers Gestaltungskraft, besonders in „Chlodwigs Enkel“ (um 600 n. Chr.). „Vor dem Sturm“ (1788) öffnet den Blick in eine Gespensterwelt. War sich Stidelberger bewußt, daß die verborgene Hand hier zum Marionettenspieler wird?

Ganz von der Außenwelt weg ins Innere des Menschen wendet sich Albert Steffens „Sucher nach sich selbst“<sup>8)</sup>. Ein für unsere laute Zeit viel zu feines und stilles Buch. Es ist ganz im Geiste Rudolf Steiners geschrieben, Träume, von denen Klarißa einmal sagt, daß sie nur ihre Wirklichkeit bedeuten, ändern aber Dichtung und Traum bleiben. Vögel und Schmetterlinge, Farben und Luftgebilde werden Symbole, ja Verwirklichungen seelischer Vorgänge. Ein unaufhörliches Spiel zwischen Wirklichkeit und Traum, immer eines auf das andere bezogen, eines das andere bestimmend. Man wird Steffens nur gerecht, wenn man ihn innerhalb seines anthroposophischen Kreises läßt. Nur glaube ich, daß die Blickrichtung zu einseitig ist: nicht nur das Ich sollen wir suchen, sondern auch das Du, im Menschen und im All. Nur wer sich selbst verschenkt, wird sich finden.

Diesem Gedanken will mein eigenes neues Werk „Gottlose und Gottsucher“<sup>9)</sup> dienen. Die Gottlosenbewegung war äußerer Anlaß zu seiner Entstehung. Im Streiten und Fragen um Gott sieht es Lösung und Antwort nicht im gebundenen Ja der Kirchen und Religionen, auch nicht im sinnlosen Nein der Gottlosen, sondern im Religionsgefühl des zukünftigen Menschen, der Ja sagt und sich doch seiner Sendung und Suche bewußt bleibt. Die Religionsverfolgungen in Rußland gaben Hintergrund und Motive. Drei Menschen ringen mit- und gegeneinander: der fanatische Gottlosenführer Igor, die leidenschaftlich gläubige Sonja und der Gott-

<sup>8)</sup> XII. Jahrgang, Heft 3, Juni 1932 (Leseprobe).

<sup>9)</sup> XI. Jahrgang, Heft 10, Januar 1932 (Leseprobe aus dem Manuskript).



sucher Andrei. Die Verzweiflung des halt- und glaubenslos gewordenen gegenwärtigen Menschen bricht auf und klagt an. Und aus Not und Untergang schreitet gütig, hilfreich und selbstsicher der Gottsucher einer neuen Zukunft entgegen.

# Politische Rundschau

## Schweizerische Umschau.

### Unruhen in Genf. / Front der Jugend.

Die Probleme der schweizerischen Innenpolitik erregen in unserm Lande die Gemüter weit weniger, als dies im Hinblick auf die zahlreichen Wahl- und Abstimmungstage und den großen Preis der an politischen Entscheidungen unmittelbar Beteiligten zu erwarten wäre. Unsere Innenpolitik ist kein Spiel der großen Einsätze. Gewinn- und Verlustmöglichkeiten sind beschränkt, und das nur sehr langsam sich wandelnde Kräfteverhältnis der Parteien bringt es mit sich, daß eine grundsätzliche Umgestaltung unseres Staatswesens nach der einen oder anderen Richtung beinahe ausgeschlossen scheint. Fast möchte man glauben, es werde nach unveränderlichen Spielregeln noch auf unabsehbare Zeiten so weitergehen.

Dieses Bild steht in einem ungeheuren Gegensatz zu jenem, das alle unsere Nachbarstaaten, mit Ausnahme von Frankreich vielleicht, dem Beschauer bieten. Überall wird mit leidenschaftlichen Einsätzen um die innere, zum Teil auch um die äußere Neugestaltung des Staates gerungen. Uns jedoch gab der Wohlstand fette Ruhe. Grundsätzliche Auseinandersetzungen fehlten. Endlich hat uns die Krise in dieser Ruhe etwas aufgeschreckt. Es mehren sich die Zeichen dafür, daß es mit der Zeit einer starren innenpolitischen Mechanik bald zu Ende sei.

Vor einem Jahr, am 6. Dezember 1931, ereignete es sich, daß das Volk in der Abstimmung über die Alters- und Hinterbliebenenversicherung die Berechnungen und Kartenhäuser seiner Politiker ganz unerwartet zerschlug. Das Volk befand sich gegenüber den Parteien in einer „negativen Mehrheit“. Es wollte nicht, was seine Politiker wollten. Das mußte man, doch nicht mehr. Noch blieb es verborgen, ob der in der erwähnten Abstimmung zu Tage getretene Gegensatz nur der einen Vorlage galt oder ob sich dahinter nicht ein viel umfassenderer Gegensatz zwischen dem Volke und der herrschenden politischen Ordnung verbirgt?

Die letzten Wochen gaben beachtenswerte Aufschlüsse in dieser Hinsicht. Die scheinbar glatte Oberfläche unserer Innenpolitik ist an verschiedenen Orten plötzlich durchbrochen worden. Für kurze Zeit war der Blick in die Tiefe, auf die im Volkskörper gärenden Kräfte frei. Es geschah das nicht in den Ratskälern, noch in einem andern durch Gesetz und Verfassung sanktioniertem offiziellen Rahmen, sondern außerhalb derselben, in spontanen Kundgebungen, in der Besetzung der Rheinbrücken durch die erwerbslosen Lohnsticker im Oktober, in einer Landsgemeinde der schweizerischen Jugend in Bern und in dem blutigen Straßenkrawall in Genf.

Der Verlauf der Unruhen in Genf ist bekannt. Die Aufwiegler sind durch die Untersuchung ermittelt worden und harren der gerichtlichen Aburteilung. Darüber sind hier keine Worte zu verlieren, ebensowenig über das dringliche